

HEYNE <

Dmitry Glukhovskys METRO 2033-UNIVERSUM:

Dmitry Glukhovsky: *Metro 2033*

Dmitry Glukhovsky: *Metro 2034*

Andrej Djakow: *Die Reise ins Licht*

Sergej Kusnezow: *Das marmorne Paradies*

Schimun Wrotschek: *Piter*

Andrej Djakow: *Die Reise in die Dunkelheit*

Sergej Antonow: *Im Tunnel*

Tullio Avoledo: *Die Wurzeln des Himmels*

Andrej Djakow: *Hinter dem Horizont*

Suren Zormudjan: *Das Erbe der Ahnen*

Sergej Moskwin: *In die Sonne*

Mehr Informationen über Dmitry Glukovsky
und sein METRO 2033-UNIVERSUM auf:

diezukunft.de ➤

SERGEJ MOSKWIN

IN DIE SONNE

Ein Roman aus Dmitry Glukhovskys
METRO 2033-UNIVERSUM

Aus dem Russischen
von Matthias Dondl

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der russischen Originalausgabe
УВИДЕТЬ СОЛНЦЕ



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Deutsche Erstausgabe 2/2015

Redaktion: Maria Peeck

Übersetzung des Vorworts von Dmitry Glukhovsky:
David Drevs

Copyright © 2011 by Dmitry Glukhovsky

Copyright © 2015 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2015

Umschlaggestaltung: Animagic, Bielefeld

Satz: Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-31550-1

www.diezukunft.de

DMITRY GLUKHOVSKY

DAS METRO 2033- UNIVERSUM

METRO 2033 ist für mich mehr als nur ein Roman. Es ist ein ganzes Universum, und nur einen kleinen Teil davon habe ich in meinem Buch beschrieben. METRO 2033 handelt von unserer Erde, wie sie im Jahre 2033 aussehen könnte, zwei Jahrzehnte nach einem verheerenden Atomkrieg, der die Menschheit fast ausgelöscht und eine Vielzahl mutierter Ungeheuer hervorgebracht hat.

In Russland und vielen anderen Ländern haben sich Leser, aber auch Autoren für die in METRO 2033 beschriebene Welt begeistert. Schon bald nach Erscheinen des Romans bekam ich unzählige Angebote von Menschen, die darüber schreiben wollten, was 2033 in ihrer Heimat, ihren Städten und Ländern geschehen sein könnte. Gleichzeitig verlangten die Leser nach einer Fortsetzung meines Romans.

METRO 2033 ist, wie inzwischen bekannt, vor einigen Jahren als interaktives Projekt im Internet entstanden. Noch während ich den Roman schrieb, veröffentlichte ich jedes neue Kapitel auf einer eigens dafür geschaffenen, öffentlich zugänglichen Website. Die Reaktion der Leser war überwältigend: Sie diskutierten leidenschaftlich, kritisierten und korrigierten meine Arbeit, stellten Vermutungen an über den weiteren Verlauf der Geschichte – und wurden so in gewisser Weise zu meinen Koautoren.

Wie wäre es, dachte ich mir damals, zusammen mit meinen Lesern – und anderen Schriftstellern – eine ganze Welt zu erschaffen? Andere Städte, andere Länder im Jahre 2033 zu beschreiben?

Die Metro mit immer neuen Protagonisten zu bevölkern – und so eine große postapokalyptische Saga entstehen zu lassen?

Als Jugendlicher habe ich mir beim Lesen von Fantasy- oder Science-Fiction-Romanen oft gewünscht, die Abenteuer meiner Helden und die Magie der Fiktion würden niemals enden. Schon damals dachte ich, wie wunderbar es wäre, wenn mehrere Schriftsteller zugleich ein und dieselbe fiktive Welt beschrieben. Auf diese Weise würde eine andere »Wirklichkeit« entstehen, die man immer wieder aufs Neue besuchen könnte.

Viele Jahre später, als METRO 2033 bereits als Buch erschienen war und ein riesiges Echo hervorgerufen hatte, begriff ich plötzlich, dass ich mir meinen Jugendtraum selbst würde erfüllen können. Ich brauchte nur andere Autoren einzuladen, auf der Grundlage meines eigenen Romans die geheimnisvolle Welt der Metro gemeinsam weiter zu erforschen.

So ist schließlich das Projekt METRO 2033-UNIVERSUM entstanden, von dem in Russland bereits 45 Romane erschienen sind. Deren Handlung umfasst unter anderem so unterschiedliche Städte und Regionen wie Moskau, St. Petersburg, Kiew und auch den Hohen Norden.

Der aktuelle Beitrag für das METRO 2033-UNIVERSUM ist ein Roman des russischen Schriftstellers Sergej Moskwin – eine finstere, atemberaubende Zukunftsfabel, die in der Metro von Nowosibirsk spielt.

Aber nicht nur russische Schriftsteller tragen dazu bei, dass sich das METRO 2033-UNIVERSUM immer weiter ausdehnt. So haben ein englischer und ein italienischer Autor bereits ihre Versionen der METRO-Welt vorgelegt (siehe Tullio Avoledos »Die Wurzeln des Himmels«), und auch Kollegen aus Spanien und Frankreich stehen kurz davor, unseren postapokalyptischen Kosmos zu bereichern.

Es ist ein literarisches Experiment, das meines Wissens noch niemand zuvor gewagt hat. Umso großartiger wäre es, wenn auch

deutsche Autoren, gleich ob bekannt oder unbekannt, ihre eigenen Geschichten aus dem METRO 2033-UNIVERSUM zu unserer Reihe beitrügen.

Allmählich wird sich das METRO 2033-UNIVERSUM so in einen lebendigen Kosmos verwandeln, den Menschen mit unterschiedlichen Nationalitäten und in unterschiedlichen Sprachen bevölkern. Umso mehr freut es mich, dass Sie unser Experiment nun auch in deutscher Sprache verfolgen können. Wer weiß, vielleicht nehmen Sie eines Tages sogar selbst daran teil?



SERGEJ MOSKWIN

IN DIE SONNE

INHALT

Prolog	15
--------	----

ERSTER TEIL: Die Macht der Dunkelheit

1	Blackout im Untergrund	29
2	Die Diebin	54
3	Das Urteil	74
4	Die schwarze Spinnwebe	97
5	Überleben	119
6	An der <i>Sibirskaja</i>	147
7	Das Ziel vor Augen	166
8	Am <i>Prospekt</i>	184
9	Fortgehen, um zurückzukehren	207
10	Voltaire und »Tesla«	233
11	Blick in die Vergangenheit	269
12	Die Fuhrmänner an der <i>Oktjabrskaja</i>	287

ZWEITER TEIL: Tod dem Drachen

13	Schritt über die Grenze	315
14	Der große Fluss und seine Bewohner	332
15	Aufbruch zum Himmel	360

16 Die letzte Mission	382
17 In die Sonne	404
Epilog	423
Anmerkungen	429

*Der Tag versinkt, dein Auge glüht
wie kostbares Geschmeide.*

*Die Sonne hat sich abgemüht
für sich und für uns beide.*

*An diesem goldnen Tage,
da ringsum Frühling blüht,
geht mein Traum zu Grabe,
die Liebe ist verglüht.*

*Der Abschied ist das Schwerste,
verzeih mir Gram und Schmerz.
Geh du als Erste,
so wünscht es sich mein Herz.*

House of The Rising Sun
(Hymne an die untergehende Sonne)

PROLOG

Der aschgraue Himmel war von schwarzen Rußfahnen überzogen. Gleichmütig blickte er auf die Ruinen der Stadt hinab, die eine nukleare Feuersbrunst in Schutt und Asche gelegt hatte. Die Katastrophe lag gerade einmal zwei Jahrzehnte zurück – in historischen Maßstäben ein lächerlicher Zeitraum. Davor war hier alles ganz anders gewesen.

In der Stadt hatte pralles Leben geherrscht: Jeden Morgen quollen Menschenmassen aus den Häusern, und endlose Autoschlangen wälzten sich über die Straßen. Parks, Schulhöfe, Kinderspielflächen und Bürgersteige füllten sich mit lebhaftem Stimmengewirr. Im Untergrund beförderten schicke bunte Metrozüge Zehntausende Passagiere in alle Ecken der Stadt. In der Nacht, vor allem kurz vor Sonnenaufgang, beruhigte sich das Leben ein wenig, doch zum Stillstand kam es nie. Die Menschenströme, die tagsüber zur Arbeit oder nach Hause flossen, wurden nachts von versprengten Grüppchen abgelöst, die meist nicht mehr ganz nüchtern und lärmend um die Häuser zogen. Die Neonschilder von Nachtclubs und Bars und die Plasmabildschirme der Werbebranche malten bunte Farbtupfer in die Dunkelheit. Über dem Geflecht pulsierender Lebensadern wölbte sich ein grenzenloser Himmel: schwarz in der Nacht, rosagolden in der Morgendämmerung, purpurrot bei Sonnenuntergang, hell- oder tiefblau an heiteren Tagen. Manchmal schwebten milchweiße Wollknäuel am Himmel, und hin und wieder zogen lilagraue Wolkenwände auf, die – je nach Jahres-

zeit – prasselnden Regen oder dichtes Schneegestöber über der Stadt entluden.

Aber dann kam jener schicksalhafte Tag, an dem sich alles ändern sollte. Die Stadt mit ihren eineinhalb Millionen Einwohnern wurde vom Antlitz der Erde getilgt wie Tausende andere Städte und Metropolen weltweit. Die Menschen verdampften oder verbrannten zu radioaktiver Asche, die Feuerstürme in alle Winde zerstreuten. Nur die wenigen, die Schutz im Untergrund fanden, konnten sich vor der alles verzehrenden Hitzestrahlung der Kernexplosionen retten.

In der größten Stadt Sibiriens, im Tal des Ob, hatten nur einige Tausend Menschen die Katastrophe überlebt. In den ersten Tagen, Monaten oder sogar Jahren im Untergrund hatten die Überlebenden noch die Hoffnung gehegt, dass die Welt eines Tages wieder so wie früher sein würde. Doch was die wenigen Draufgänger erzählten, die sich an die Oberfläche wagten und das Glück hatten, von dort wieder zurückzukehren, war niederschmetternd. Sie berichteten von einem düsteren, unheilvollen Himmel, der sein ursprüngliches Blau verloren hatte, und von trostlosen Ruinen, in denen grauenhafte Bestien ihr Unwesen trieben. Die Jahre vergingen, und mit ihnen schwand auch die Hoffnung, an die sich die Menschen geklammert hatten.

Die Metro war das neue Zuhause der Überlebenden in Nowosibirsk geworden. Sie hatten die ehemaligen Bahnhöfe in bewohnbare Festungen verwandelt und ihnen neue Namen gegeben, die zur harten postapokalyptischen Wirklichkeit passten. Doch zu einem halbwegs normalen Leben hatten die Menschen auch zwei Jahrzehnte nach der Katastrophe nicht zurückgefunden. Sie hatten keine Zukunft und lebten rückwärtsgewandt. Sie trauerten ihrer verlorenen Welt und ihren Angehörigen nach, die für immer verschollen waren. Manche verfielen darüber in Verzweiflung, andere in Melancholie. Wieder andere sannern verbittert auf Rache.

Der ältere Herr, der gerade aus der Unterführung kam, gehörte zu Letzteren.

Von einem Hustenanfall gebeutelt, hob er den unteren Rand seiner alten Gasmasken an und spuckte einen dicken Batzen Blut aufs Trottoir. Im letzten Monat war er dreimal an der Oberfläche gewesen. Die radioaktive Strahlung, die er dabei abbekommen hatte, bedeutete sein sicheres Todesurteil. Aber das kümmerte ihn nicht. Diesmal hatte er nicht vor, noch einmal in die Metro zurückzukehren. Seine einzige Sorge war, dass er sterben könnte, bevor er sein Vorhaben vollendet hatte.

Inzwischen dämmerte es dem Alten, dass er seine letzte Expedition zu nachlässig vorbereitet hatte. Ihm fehlte ein Ersatzfilter für die Gasmasken, weil er gedacht hatte, dass für diese letzte Mission auch der alte reichte. Doch schon nach einer Stunde in der Unterführung, wo er den Sonnenuntergang abgewartet hatte, war der Filter so verstopft, dass jeder Atemzug zum Kraftakt wurde.

Der Mann wusste nicht einmal, welche Luft schlimmer radioaktiv vergiftet war: die, die er durch den Filter atmete, oder die ungefilterte Außenluft. Trotzdem konnte er sich nicht entschließen, die Gasmasken abzunehmen und wegzuworfen.

Außerdem hatte er die Metro zu früh verlassen. Draußen war es noch hell gewesen. Man musste auf Schritt und Tritt mit dem Angriff einer Bestie rechnen, die in den Ruinen der Stadt nach Fressbarem suchte. Andererseits bestand dieses Risiko auch nach Einbruch der Dunkelheit. Im Prinzip konnte man es sich aussuchen, ob man von einem tag- oder nachtaktiven Monster vertilgt wurde.

Der Mann trat auf die verwaiste Straße und blickte sich verstohlen um. Die Sonne war endlich untergegangen. Die Dunkelheit verdichtete sich und kroch von allen Seiten in die Stadt. Er griff nach seiner Taschenlampe, für die er seine letzten Patronen geopfert hatte, doch er wagte es nicht sie einzuschalten. Das Licht lockte nächtliche Raubtiere an. Selbst kraftstrotzende und gut be-

waffnete Stalker ließen ihre Taschenlampen nach Möglichkeit aus. Umso mehr galt das für einen fünfundfünfzigjährigen, schwächlichen Dozenten, der den größten Teil seines Lebens in einem Labor verbracht hatte und sich besser aufs Mikroskopieren als aufs Kämpfen verstand.

Der Mann tastete sich zu einem zerstörten Gebäude voran, von dem – Welch teuflische Ironie – nur noch die Fassade stand. Dort sondierte er kurz die Lage, ehe er lossprintete. Aber schon nach wenigen Metern blieb er stehen und hustete sich die Lunge aus dem Leib. Mit einem verstopften Filter war an Rennen nicht zu denken.

Vor der Katastrophe hatte er sich fit wie ein Turnschuh gefühlt. Na ja – Kunststück. Damals war er knapp über dreißig gewesen und frisch zum Dozenten ernannt worden. Der jüngste Dozent im ganzen Labor. Aber dann war seine heile Welt zu Bruch gegangen. Dabei hatte er im Vergleich zu den armen Teufeln, die auf einen Schlag ihre ganze Familie verloren, noch Glück im Unglück gehabt: Seine Frau und seine zehnjährige Tochter überlebten die Katastrophe. An dem Tag, als die nuklearen Sprengköpfe den Raketenschutzschirm durchbrachen und in der Stadt einschlugen, waren sie wie einige Tausend andere Bewohner in die Metro geflüchtet.

Damals hatten sie sich retten können. Doch vor einem Monat war jede Rettung zu spät gekommen.

Das Unglück ereignete sich just zu einem Zeitpunkt, als er endlich geglaubt hatte – schön blöd –, dass alles geregelt sei und seine Familie von nun an ein gutes Leben haben würde – soweit man von einem guten Leben sprechen konnte, wenn man in betonierten Höhlen hauste und sich seit zwanzig Jahren nicht mehr unter freiem Himmel aufhalten konnte. Nur wenige Tage vor der Tragödie hatte er von der Administration der Sibirischen Allianz, einem Zusammenschluss von vier Stationen auf der Dserschinskaja- und der Leninskaja-Linie, eine Aufenthaltsbewilligung für

die *Sibirskaja* bekommen – für sich und seine gesamte Familie: seine Frau, seine Tochter und seinen sechsjährigen Enkel.

Die *Sibirskaja* war dank ihrer Führungsrolle in der Allianz eine wohlhabende Station, die sich zu Recht rühmte, der ruhigste und sicherste Ort in der gesamten Metro zu sein. Ihre Bewohner konnten sich gute Kleidung und teure Lebensmittel leisten. Außerdem gab es eine funktionierende Elektrizitätsversorgung. Der Strom wurde von den Stationen *Prospekt* und *Marschalskaja* geliefert – so hatte man die Stationen *Krasny Prospekt* und *Marschala Pokryschkina* kurz nach der Katastrophe umbenannt –, wo mit Grundwasserströmen betriebene Hydrogeneratoren zur Stromerzeugung eingesetzt wurden.

Es galt als Glücksfall, an der *Sibirskaja* wohnen zu dürfen, doch nur wenigen wurde dieses Privileg zuteil. Die Administration der Allianz betrieb eine äußerst restriktive Migrationspolitik.

Nichtsdestotrotz war es dem alten Dozenten gelungen, eine Aufenthaltsbewilligung für sich und seine Familie zu bekommen. Als Gegenleistung hatte er der Allianz sein Wissen zur Verfügung gestellt. Letzteres war so umfangreich, dass es auch für fünf Aufenthaltspässe gereicht hätte, doch der Ehemann seiner Tochter und Vater seines Enkels war vor vier Jahren umgekommen.

Das tragische Ereignis hatte seine Tochter in tiefe Trauer gestürzt. Auch der Dozent war natürlich bekümmert gewesen über den Verlust, jedoch nicht über die Maßen – er hatte seinen Schwiegersohn nicht besonders gemocht. In der früheren Welt hätte seine stolze Tochter einen Kerl wie ihn noch nicht einmal angeschaut. Doch die Katastrophe hatte sehr verschiedene Leute unter die Erde getrieben und auf engstem Raum zusammengepfercht. Menschen, die sich früher nicht einmal zufällig über den Weg gelaufen wären. So hatte sich seine Tochter in diesen Taugenichts verliebt und ein Kind von ihm bekommen.

Der Sprössling kam erstaunlich gesund und kräftig zur Welt, und der alte Mann liebte seinen Enkel über alles. Vorher hätte er es

nicht für möglich gehalten, dass er noch fähig wäre, Freude und Glück zu empfinden. Als er den kleinen Wonnepoppen zum ersten Mal auf den Arm nahm und herzte, schwor er sich, Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen, um seiner Familie ein gutes Leben zu ermöglichen.

Dafür hatte er sechs Jahre lang im Wissenschaftszentrum der Allianz geschuftet. Und der Aufwand war belohnt worden. Nun hatte er die Pässe von vier Neubürgern der *Sibirskaja* in der Tasche, von denen der Jüngste noch keine sieben Jahre alt war.

Nur noch ein letzter, gefährlicher Kraftakt musste bewältigt werden: der Umzug zur Station der Glückseligen. Das Problem bestand darin, dass wegen eines Deckeneinsturzes im Tunnel ein kurzes Stück des Wegs an der Oberfläche verlief. Man hätte natürlich warten können, bis die Spezialkräfte den Tunnel räumen, doch niemand wusste, wie lange das dauern würde: ein paar Tage, eine Woche oder einen Monat. Frau und Tochter hatten vorgeschlagen, das Risiko einzugehen, und er hatte zugestimmt. Die Distanz an der Oberfläche betrug gerade mal ein paar Hundert Meter. Selbst der Sechsjährige mit seinen kurzen Beinen hätte für die Strecke nur wenige Minuten gebraucht, ganz zu schweigen von den Erwachsenen.

Doch der Marsch unter freiem Himmel endete weit früher als erhofft.

Kaum hatte die Familie die Oberfläche erreicht, wurde sie von Harpyien attackiert. Die gigantischen geflügelten Bestien waren der Schrecken all jener, die sich in die Stadt hinaufwagten. Die Raubtiere tauchten wie aus dem Nichts auf. Als seine Tochter die drei unscheinbaren dunklen Punkte in der grauen Wolkendecke bemerkte, war es schon zu spät. Im Sturzflug verwandelten sich die Punkte in grauenhafte Monster mit langen, messerscharfen Krallen und gierig aufgerissenen Schnäbeln. Sekunden später schwenkten sie sich mit ihren riesigen häutigen Flügeln wieder in die Lüfte empor und trugen in den Krallen ihre Beute davon: jene drei Menschen, die dem Dozenten alles bedeuteten.

Als die Harpyie seinen Enkel packte, fiel die noch zu große Kindergasmaske herab, und der Sechsjährige stieß einen marker-schütternder Schrei aus, der durch die Ruinen der Stadt hallte. In der Folgezeit sollte dieser Schrei den alten Mann Nacht für Nacht aus einem Albtraum reißen, in dem er den Untergang seiner Familie immer wieder aufs Neue durchlitt.

Nach der Attacke rannte er den Harpyien nach, bis er entkräftet auf den zertrümmerten Bürgersteig sank. Doch die Bestien kamen nicht mehr zurück. Sie hatten genug Beute gemacht. Den dürren alten Mann, der ausgepumpt und verzweifelt am Boden lag, brauchten sie nicht. Niemand brauchte ihn mehr.

Der alte Dozent konnte sich nicht erinnern, wie er in die Metro zurückgekommen war. Die ersten Tage nach der Tragödie waren komplett aus seinem Gedächtnis gelöscht. Eine ganze Woche hatte er wie benebelt vor sich hingedämmert, bis er endlich wieder ein Ziel vor Augen sah. Das letzte Ziel in seinem Leben, das im Übrigen sinnlos geworden war.

Fast einen Monat lang hatte er sich vorbereitet, jetzt trennte ihn nur noch ein einziger Häuserblock von seinem Ziel.

Der Alte ging an den Ruinen eines Wohnhauses vorbei, schaute sich argwöhnisch um und überquerte dann diagonal die Straße. Dabei zwängte er sich zwischen den Wracks von Autos hindurch, die zwanzig Jahre zuvor mitten auf der Fahrbahn ihr Leben ausgehaucht hatten. Auf der anderen Seite stieg er einen Schutthügel hinauf und blieb mit offenem Mund oben stehen: Was für ein Anblick!

Vor ihm erstreckte sich eine verbrannte Fläche, einst der zentrale Platz der Stadt. In ihrer Mitte befand sich das Nest der Harpyien. Die verhassten Monster hatten es in den Ruinen des Operntheaters gebaut, das früher Wahrzeichen und Aushängeschild von Nowosibirsk gewesen war.

Von dem ehemals prachtvollen Gebäude mit seiner majestätischen Kolonnade und seinem filigranen, gleichsam schwebenden

Kuppeldach war nur noch ein Skelett aus Stahlbeton übrig. Die monumentalen Säulen der Vorhalle hatten der Druckwelle der Kernexplosion nicht standgehalten, und die einzigartige, sechzig Meter breite Kuppel war eingestürzt.

Nun sahen die Ruinen des ehrwürdigen Baus wie ein geborstener menschlicher Schädel aus. Eine passendere Wohnstatt für imaginäre Ausgeburten der Hölle hätte sich kein Maler oder Dichter ausdenken können.

Die absolut realen Harpyien waren jedoch mitnichten ein Werk des Teufels. Diesen Horror aus geflügelten Ungeheuern und anderen Monstern, die in Nowosibirsk ihr Unwesen trieben, hatten die Menschen sich selbst eingebrockt. Im letzten Weltkrieg waren ganze Kontinente von Kernexplosionen umgepflügt worden. Verheerende radioaktive Strahlung und Unmengen von Ruß und Asche, die in die Atmosphäre geschleudert wurden, hatten das Antlitz des Planeten entstellt. Es war nur folgerichtig, dass eine derart verunstaltete Welt ebenso grauenhafte Geschöpfe hervorbrachte, für die Menschen nichts weiter waren als Beute.

Und dennoch ... Der alte Mann stand zwar mit dem Rücken zur Wand und hatte alles verloren, was ihm heilig war, aber immerhin war er noch in der Lage, den Raubtieren einen letzten Kampf auf Leben und Tod zu liefern. Davon würden sich die Harpyien und alle anderen Monster, die in der Umgebung hausten, in dieser Nacht überzeugen können.

Mit unsicheren Trippelschritten kämpfte sich der alte Dozent den rutschigen Schutthaufen hinunter und trat auf den offenen Platz hinaus. Der verstaubte Gasmaskenfilter knirschte wie ein verwitterter Akkordeonbalg. Oder war es seine Lunge, die knirschte?

»Macht nichts«, sprach sich der Alte selbst Mut zu. »Ich muss es nur noch über den Platz schaffen, dann bin ich da. Hauptsache, dass mich nicht im letzten Moment noch irgendeine Bestie erwischt ...«

Zu einem anderen Zeitpunkt wäre der Plan des Dozenten sicher zum Scheitern verurteilt gewesen. Doch in diesen Minuten

nach dem Sonnenuntergang hatte er die Hoffnung, durchzukommen. Im Vorfeld seines waghalsigen Vorstoßes zum Nest der Harpyien hatte er sich mehrfach mit erfahrenen Stalkern unterhalten. Und die hatten ihm versichert, dass kurz nach Sonnenuntergang der sicherste Zeitpunkt sei, weil die tagaktiven Bestien sich bereits in ihre Löcher zurückzogen, während die nachtaktiven ihre Beutezüge noch nicht begonnen hatten.

Es sah ganz danach aus, als sollten die Stalker recht behalten. Jedenfalls war dem Alten noch kein einziges Monster über den Weg gelaufen. Oder hatten die Harpyien alle anderen Bestien im Umkreis ihres Nests aufgefressen? Umso schlimmer für sie ...

Der Dozent hatte den Platz vor dem Theater noch ganz anders in Erinnerung: bunte Veranstaltungsplakate, ein Meer von Lichtern, drängelnde Zuschauer am Eingang und gepflegte Limousinen am Parkplatz. Von Letzteren waren nur noch traurige Reste übrig: durcheinandergeworfene, verrostete Wracks, die mit den Kotbatzen der geflügelten Monster besudelt waren.

Unvermutet rutschte der Alte auf einer solchen stinkenden Hinterlassenschaft aus. Beim Sturz schlitzte er sich seinen Gummiumhang an einer offen stehenden Autotür auf. Früher hätte er sich über ein solches Missgeschick furchtbar aufgeregt, doch jetzt war es ihm völlig egal. Er rappelte sich wieder auf, rückte seinen verrutschten Rucksack zurecht und marschierte auf die Ruinen des Theaters zu.

Da war es nun also, das Ziel seines riskanten Marschs und der Schauplatz für das Finale seines Lebens. Vor dem Theater lagen große Betonbrocken – vermutlich die Überreste der Säulen, die vor zwanzig Jahren von der Druckwelle zerstört worden waren.

Der Dozent blieb vor dem Trümmerhaufen stehen und betrachtete ihn. Es war unmöglich, darüberzuklettern oder außen herumzugehen. Doch das war auch gar nicht nötig.

Der Alte nahm seinen Rucksack ab und stellte ihn vor sich auf den Boden. Dann zog er sich die Gasmaske vom Kopf und warf

sie in hohem Bogen fort. Eisige Luft strömte in seine Lungen, in der Magenrube machte sich Grabeskälte breit. Der Dozent genoss es trotzdem, endlich frei atmen zu können. Es waren ohnehin seine letzten Atemzüge. Höchste Zeit, zur Tat zu schreiten.

Er schnürte seinen Rucksack auf. Zum Vorschein kam ein verschlossenes Glasgefäß. Das Behältnis sah auf den ersten Blick zerbrechlich aus. Doch in Wirklichkeit war es alles andere als das. Weder ein Vorschlaghammer noch die Geschosse eines Sturmgewehrs hätten ihm etwas anhaben können. Und genau deshalb taugte es auch für den speziellen Inhalt.

Der Dozent sah auf. Aus dem eingestürzten Dach des Theaters stiegen die geflügelten Bestien eine nach der anderen auf. Die Harpyien hatten ihn also doch bemerkt! Hastig begann er den schweren Deckel aus Panzerglas aufzuschrauben. Als er endlich lose war, warf er ihn erleichtert zu Boden.

Das wollige schwarze Knäuel im Inneren des Gefäßes geriet sofort in Bewegung, als würde es die Freiheit spüren. Als der Alte diese Bewegung bemerkte, schluckte er. Er wollte das schwarze Zeug lieber nicht sehen. Abermals blickte er zum Himmel, wo inzwischen mindestens zehn Monster kreisten. Und wie viele waren noch im Nest?

»Alle müssen dran glauben«, murmelte der Alte hasserfüllt, biss die Zähne zusammen und griff mit der Hand in das Gefäß.

Im selben Moment verzog er vor Schmerz das Gesicht. Er schrie auf und zog die Hand aus dem Glas. Aber es war schon nicht mehr dieselbe Hand wie kurz zuvor. Sie war bis zum Handgelenk mit einer wurlenden Masse überzogen, die aus einem Geflecht schwarzer Fäden bestand. Diese Fäden wuchsen und krochen an seinem Arm hinauf.

Er schrie und fuchtelte verzweifelt mit dem Arm, doch die schwarze Masse war nicht mehr aufzuhalten. Innerhalb weniger Sekunden erreichte das Fadengeflecht seine Schultern, umspannte Kopf und Hals, überwuchs sein Gesicht. Der Schrei, den er aus-

stieß, erstarb abrupt. Er knickte ein, ruderte noch ein letztes Mal mit den Armen, die sich in dicke Kokons verwandelt hatten, und stürzte zu Boden.

Eine Minute später glich sein Körper einem wimmelnden schwarzen Wollknäuel. Am schmutziggrauen Himmel kreisten immer noch die Harpyien und zögerten, auf die merkwürdige Beute hinabzustürzen.



ERSTER TEIL

**DIE MACHT DER
DUNKELHEIT**

1

BLACKOUT IM UNTERGRUND

Zustechen! Noch mal!

Das breite Bajonett, das die findigen Sibirier aus einer Kfz-Feder gefertigt und am Vorderschaft einer sechsschüssigen Revolverflinte mit dem sinnigen Namen »Spieß« befestigt hatten, bohrte sich tief in den Rumpf des Säbelzahnbärs. Man hätte erwartet, dass Blut aus dem aufgeschlitzten Körper der Bestie spritzte, doch nichts dergleichen geschah. Das lag daran, dass der Säbelzahnbär schon am Vortag im Tunnel erlegt worden war. Sein an Seilen aufgehängter Kadaver diente als Übungsobjekt, um den Nahkampf mit Tunnelmonstern zu trainieren.

Unter den Anfeuerungsrufen schaulustiger Kinder zog der muskulöse, hellhaarige junge Mann das Bajonett aus dem Kadaver, sprang mit einem Satz über ein Hindernis aus zusammengenagelten Eisenbahnschwellen hinweg, wich geschickt einer nach ihm schlagenden Holzstange aus, legte seine Flinte an und zielte auf einen Vampirkopf, der an einer langen Lanze aufgespießt war und tückisch hin und her pendelte.

Paff!

Der krachende Schuss übertönte das Gejohle des Publikums. Das von einer Schrotladung getroffene Ziel fiel herab und rollte über den Tunnelboden. Der junge Kämpfer atmete erleichtert durch, ließ seine Waffe sinken und wandte sich zu einem breitschultrigen Mann in Tarnuniform, der ihn die ganze Zeit mit Argusaugen und mit der Stoppuhr in der Hand beobachtet hatte.

»Herr Oberst, Anwärter Kassarin hat die Übung beendet«, meldete er stolz.

»Rühren«, erwiderte der. »Du bist im Zeitlimit geblieben. Aber deine Ausweichmanöver sind noch zu hektisch. Die Bewegungen müssen fließender ablaufen. Du hast den Test bestanden, aber du musst noch viel trainieren.«

Auf dem Gesicht des jungen Mannes machte sich Enttäuschung breit.

»Jawohl, Herr Oberst, noch viel trainieren«, echote er halbherzig und zog einen Schmollmund.

Erschöpft trat er an den Rand des Gleisbetts und kletterte auf den Bahnsteig. Nach dem extrem anspruchsvollen Hindernisparcours hatte er zittrige Beine und konnte kaum das Gleichgewicht halten.

»He, Sergej«, piffte der Oberst den Anwärter an. Offenbar war er mit dessen beleidigten Abgang nicht zufrieden. »Komm mal her.«

Erst jetzt begriff der junge Mann, wie ausgepumpt er war. Langsam drehte er sich um und trottete zum Chef.

»Herr Oberst ...«, begann er, doch der Mann ließ ihn nicht ausreden.

»Ich spreche nicht als Kommandeur, sondern als Vater mit dir. Passt dir irgendwas nicht?«

»Und ob!«, platzte Sergej heraus. »Wenn andere das Ziel erst beim zweiten Mal treffen, lobst du sie fleißig. Und selbst wenn einer beim dritten Mal vorbeischießt, findest du ein gutes Wort für ihn. Aber wenn ...«

»Es geht hier nicht um andere, sondern um dich!« Oberst Kassarin wurde nun seinerseits wütend. »Habe ich etwa nicht recht? Bildest du dir ernsthaft ein, du würdest mit jeder Bestie fertigwerden? Einem Säbelzahnbar reicht ein Prankenhieb, und du bist tot. Und ein Vampir beißt dir ratzfatz die Halsschlagader durch. Wenn deine Knarre Ladehemmung hat oder dir die Patronen aus-

gehen, hast du mit deinen unbeholfenen Finten gegen solche Monster nicht die geringste Chance.«

Sergej starrte wie versteinert auf den Boden.

»Warum sagst du nichts?«, fragte sein Vater.

»Ich denke nach.«

»Richtig so«, erwiderte der Oberst milder als zuvor. »Das ist vernünftig. Nicht umsonst hat Mutter immer gesagt ...«

»Vernünftig?!«, explodierte Sergej. Die letzten Worte des Vaters hatten einen wunden Punkt in seiner Seele getroffen. »Jaja, du weißt immer, was richtig und vernünftig ist! Ohne deine eiserne Logik und ohne dein verfluchtes Verantwortungsgefühl würde sie noch leben! Ist dir das eigentlich klar?!«

Sergej schnürte es die Kehle zu. Er machte auf dem Absatz kehrt und marschierte mitten durch die auseinanderstiebende Kinderschar davon.

Jener schicksalhafte Tag lag bereits acht Jahre zurück. Doch Sergej hatte sich bis heute nicht mit dem Tod seiner Mutter abfinden können. Deutlich hatte er vor Augen, wie sie sich von ihm verabschiedete, bevor sie mit einer Gruppe von Stalkern an die Oberfläche stieg.

Er erinnerte sich an jedes Detail: an jedes Wort, das sie sagte, an ihr Lächeln, an ihr Versprechen, vor Einbruch der Dunkelheit zurück zu sein. Doch sie war nicht mehr zurückgekehrt. Keiner aus der Gruppe. Der Vater war damals schon Chef des Sicherheitsdienstes gewesen. Sergej hatte ihn angefleht, der Mutter noch in derselben Nacht zu Hilfe zu eilen. Doch der Vater hatte sich nicht umstimmen lassen. Erst bei Tageseinbruch war er mit einem Rettungstrupp losgezogen, zu einem Zeitpunkt, als jedem an der Station – selbst dem zwölfjährigen Sergej – klar war, dass es dort oben niemanden mehr zu retten gab.

Die Rettungsmannschaft war nach kurzer Zeit wieder zurückgekehrt. Wie sich herausgestellt hatte, waren die vermissten Stalker lächerliche dreihundert Meter vor dem Eingang in die Metro von

einer Meute oberirdischer Bestien angegriffen worden. Die Männer hatten die Chefin des Sanitätsdienstes verbissen verteidigt, doch aller Heldenmut war umsonst gewesen.

Sergej hatte nicht einmal Abschied von seiner Mutter nehmen können. Sein Vater hatte nur wortlos den Kopf geschüttelt, nachdem er von der Suchaktion wieder zur Station zurückgekehrt war. Später hatte Sergej von einem seiner Freunde erfahren, dass vom Körper seiner Mutter praktisch nichts übrig geblieben war.

Nach dem Training irrte Sergej aufgewühlt durch die Bahnsteighalle. Plötzlich stand er vor dem hermetischen Tor, durch das die Stalker die Station verließen, wenn sie zur Oberfläche wollten. Auch seine Mutter war durch dieses Tor zu ihrer letzten Expedition aufgebrochen. Wie damals hatten sich auch jetzt viele Menschen hier versammelt.

In der Menge bemerkte Sergej Männer mit gummierten Schutzanzügen. Die Stalker, die sich im Morgengrauen in die Stadt aufgemacht hatten, waren zurückgekommen. Und den fröhlichen Gesichtern der Angehörigen nach zu schließen, hatten sie keine Verluste zu beklagen. Man konnte sich nur freuen für sie.

Sergej war trotzdem nicht nach Feiern zumute. Sekatsch, dem Chef des Stalkertrupps, offenbar auch nicht.

»Diese schwarze Wolke ist immer noch da«, hörte Sergej ihn sagen.

»Im Westen?«, fragte jemand aus der Menge.

Sekatsch machte ein finsternes Gesicht und nickte verhalten.

»Im Westen ... Aber sie ist näher gekommen.«

Die schwarze Wolke hatte man schon vor einer Woche bemerkt. Normalerweise wäre sie niemandem besonders aufgefallen, doch an jenem Tag hatte strahlender Sonnenschein geherrscht, und die Wolke hatte sich wie ein dicker Tintenfleck vom blassgrauen Himmel abgehoben. Wenige Tage später waren die Stalker wieder in der Stadt oben gewesen und hatten zu ihrer Überraschung fest-

gestellt, dass die schwarze Wolke immer noch da war. Und nicht nur das: Sie hatte sich über die halbe Stadt ausgebreitet.

Und nun berichtete Sekatsch, dass sie nach Osten, also in Richtung ihrer Station *Roschtscha*, weitergezogen war.

»Und wenn das einfach nur eine Rauchwolke ist?«, mutmaßte der einbeinige Kusmitsch.

»Wo sollte der Rauch herkommen?«, entgegnete Sekatsch und schaute Kusmitsch bohrend an.

Der grimmige Blick des obersten Stalkers machte den Invaliden so verlegen, dass er den Kopf einzog.

»Keine Ahnung«, stammelte er. Ihm war längst klar, dass er Unsinn geredet hatte. »Vielleicht brennt irgendwas.«

»Alles, was dort oben brennen könnte, ist schon vor langer Zeit verbrannt«, winkte Sekatsch ab.

Sergej hörte den Stalkern aufmerksam zu. Er hatte Sekatsch schon oft gebeten, ihn in seinen Trupp aufzunehmen, doch der hatte das bisher immer unter eher fadenscheinigen Vorwänden abgelehnt. Sergej hegte den Verdacht, dass sein Vater dabei die Finger im Spiel hatte. An der *Roschtscha* wagte es kaum jemand, sich über die Meinung des Sicherheitschefs hinwegzusetzen. Aus diesem Grund blieb es Sergej bislang versagt, selbst die Ruinen der toten Stadt zu erkunden. Er musste sich mit den Erzählungen anderer begnügen. Doch diesmal hatte er nicht einmal dazu Gelegenheit ...

Denn plötzlich bekam er einen brutalen Schlag auf die rechte Schulter. Als Sergej sich umblickte, war dort niemand. Dafür scheperte links von ihm das höhnische Gelächter seines Kumpels Dron.

»Wer schläft, stirbt!«

Dron grinste wie immer über beide Ohren. Er war jetzt ohne die Holzstange, mit der er beim Hindernisparcours versucht hatte, Sergej zu erwischen.

»Spinnst du?!«, entrüstete sich Sergej. »Das tut weh!«

Doch sein Kumpel ließ sich nicht so leicht aus der Ruhe bringen.

»Quatsch. Wenn du meine Holzstange vorhin aufs Kreuz gekriegt hättest, *das* hätte wehgetan. Aber der Klaps eben war doch Pillepalle.«

»Du kannst es ja mal bei Sekatsch ausprobieren«, erwiderte Sergej und zeigte Dron die Faust. »Mal sehen, ob der das auch Pillepalle findet. Und außerdem hättest du mich vorhin beim Parcours ums Haar erwischt. Ich hab schon gedacht, ich kriege die Stange volle Kanne auf die Rübe.«

»So muss es sein«, kommentierte Dron zufrieden. »Was uns nicht umbringt, macht uns hart. Na, wie sieht's aus? Lass uns ein bisschen abhängen. Hast du nicht gesagt, dass ihr noch was zu trinken habt?«

Dron war zwei Jahre älter als Sergej und noch an der Oberfläche zur Welt gekommen, nicht in der Metro wie Sergej und seine Altersgenossen. Er hatte die Welt vor der Katastrophe also noch erlebt, auch wenn er sich an nichts mehr erinnern konnte. Sein eigentlicher Name war Andrej. Den kurzen und klangvollen Spitznamen Dron hatte er sich selbst zugelegt.

Im Verhältnis der beiden hatte Dron das Sagen, was Sergej aufgrund des Altersunterschieds und dem Erfahrungsvorsprung seines Freundes akzeptierte. Auch jetzt widersprach er ihm nicht, obwohl er eigentlich keine Lust hatte, zu trinken.

»Na gut, meinestwegen«, willigte er ein. »Vater hat noch einen halben Liter Braga. Aber mir reicht ein Glas, ich will keinen Rausch kriegen.«

»Wie willst du denn von einem halben Liter besoffen werden?«, spottete Dron und rempelte Sergej gegen die Schulter. »Na los, lass uns gehen.«

Was den Alkohol betraf, hatte Dron natürlich recht. Abgesehen von dem feinen Stoff, den die Stalker aus der Stadt mitbrachten, – und der wurde von Jahr zu Jahr weniger –, sah es in der

Metro schlecht aus mit alkoholischen Getränken. Es gab nur Samogon, der in puncto Alkoholgehalt und Reinheit stets ein Abenteuerer war, und wässrige, aus Silage gebraute Braga. Letztere war so eine Art Universalsurrogat für Wein, Bier, Likör und sonstige schwach alkoholische Getränke, die es vor der Katastrophe gegeben hatte. Sowohl Samogon als auch Braga wurde nur an Stationen hergestellt, an denen es Plantagen gab, und dank einer konstant funktionierenden elektrischen Beleuchtung gehörte die *Roschtscha* zu diesen Stationen.

Den Strom bezogen die Bewohner der *Roschtscha* von der Nachbarstation *Marschalskaja*. Natürlich nicht für einen warmen Händedruck, sondern dafür, dass sie die Mutanten in den östlichen Tunneln unschädlich machten. Die »Marschälle« selbst hatten keine Zeit, sich mit den Biestern herumzuschlagen. Sie mussten sich um den Betrieb mehrerer selbst gebauter Turbinen kümmern, die von Grundwasserströmen angetrieben wurden. Um das Wasser auf die Turbinen zu leiten, hatte man ein komplexes Rohrleitungssystem angelegt, und das musste – wie die Turbinen selbst – natürlich ständig gewartet werden.

Mit dieser Aufgabe waren die Bewohner der *Marschalskaja* völlig ausgelastet. Sie unterhielten nicht einmal eine eigene Kampftruppe. Stattdessen unternahmen alle erwachsenen Männer etwa einmal pro Woche Kontrollgänge, bei denen sie die Wasserkraftanlagen an der Station und in den anliegenden Tunneln überprüften.

Sergejs Vater hatte erzählt, dass die »Marschälle« keine Kämpfer, sondern eher Handwerker waren, die mit Waffen nicht viel anfangen konnten. Es war also durchaus vernünftig, dass sie die Verteidigung gegen die Mutanten anderen überließen. Zumal es in den Tunneln östlich der *Roschtscha* von Monstern nur so wimmelte.

Die *Marschalskaja* hatte deshalb ein Militär- und Wirtschaftsabkommen mit der Nachbarstation geschlossen: Als Gegenleistung

für den Schutz ihrer östlichen Grenzen versorgte sie den Kooperationspartner mit Elektrizität. Den überschüssigen Strom, den sie nicht für den Eigenbedarf brauchten, lieferten die »Marschälle« an die *Sibirskaja*. Im Gegenzug bekamen sie von der Administration der Allianz Ausrüstung, Werkzeug, Waffen und natürlich Patronen, die in der Metro neben ihrem originären Zweck als Währung dienten.

Mit dieser Rollenverteilung waren alle zufrieden. Sergejs Vater hatte mehr als einmal betont, dass die Bewohner der *Roschtscha* ohne den Strom von der *Marschalskaja* ziemlich aufgeschmissen wären.

Neben seinem Zelt traf Sergej zufällig Lida.

»Hallo ...«, grüßte er und wurde sofort rot.

»Hi, Lida«, mischte Dron sich ein. »Ist dir nicht langweilig allein? Komm doch zu uns rein!«

»Ich muss zur Schicht auf die Plantage.«

»Petersilie gießen?«, lästerte Dron. »Vergiss es! Setzen wir uns lieber zusammen und trinken was. Sersch gibt einen aus. Und hinterher bringen wir dich zur Plantage.«

Er legte ihr ungeniert den Arm um die Schulter, doch Lida entwand sich.

»Das geht nicht.« Sie schaute Sergej an. »Vielleicht ein andermal.«

Sergej hatte einen Frosch im Hals und blinzelte verlegen.

Das mit Lida konnte er sich ohnehin abschminken, weil sie erst sechzehn war. An allen vier Stationen der Sibirischen Allianz durfte man erst mit achtzehn heiraten. Natürlich brauchte man nicht unbedingt einen Trauschein, um seinen Spaß zu haben: Dron war schon mit einem guten Dutzend Frauen ins Bett gestiegen, und auch Sergej hatte schon das eine oder andere Abenteuer hinter sich. Ihre Partnerinnen waren jedoch stets erwachsene Frauen weit über achtzehn gewesen. Würde Dron es etwa riskieren, sich mit einer Minderjährigen einzulassen? Sergej warf seinem Kumpel einen argwöhnischen Blick zu.

Dron schlug die Eingangslane des Zelts zurück und schob ihn hinein.

»Du druckst herum wie ein Mädchen«, stänkerte er. »Na los, schenk ein, wenn du schon einen aus gibst.«

Dron war an diesem Tag irgendwie merkwürdig drauf. Aggressiver als sonst. Zwar gab er sich gut gelaunt, aber in seinem Blick lag etwas Ungutes. Kassarin bereute es bereits, sich auf den Umtrunk eingelassen zu haben, doch einfach wegschicken konnte er seinen Kumpel jetzt auch nicht mehr.

Er öffnete den hölzernen Waffenschrank, in dem sein Vater alkoholische Getränke aufbewahrte. Neben der Halbliterflasche mit Braga stand noch eine Flasche Samogon. Dron erspähte sie natürlich sofort.

»Oh, du hast ja auch Schnaps!«, rief er entzückt und hatte die Flasche schon in der Hand, ehe Sergej etwas einwenden konnte.

Ungeniert nahm er zwei Blechbecher aus dem Regal und machte sich ans Einschenken. Doch Sergej legte die Hand auf seinen Becher.

»Nein, ich bleibe lieber bei Braga.«

Sergej machte sich nicht viel aus Alkohol und trank auch jetzt nur aus Geselligkeit mit.

Dron akzeptierte seine Wahl und schenkte sich selbst Samogon ein – mindestens einen Doppelten. Sergej begnügte sich mit einem halben Becher Braga. Obwohl sie nichts Verbotenes taten, fühlte er sich extrem unwohl. Wie sah denn das aus? Der Sohn des Chefs des Sicherheitsdienstes und einer der besten Kämpfer der Stationswehr gaben sich am helllichten Tag die Kanne.

Sergej ging zum Eingang und schlug die Plane wieder vor. Im Zelt wurde es schlagartig duster. Er schaltete die 20-Watt-Birne ein, die zwischen den Betten an der Decke hing.

Die elektrische Innenbeleuchtung war der einzige Luxus, den sein Vater sich leistete. In seiner Position hätte er eigentlich An-

spruch auf eine drei mal dreieinhalb Meter große Holzhütte gehabt, wie sie der Stationskommandant und die Chefs der anderen Dienste bewohnten. Auch Sergejs Mutter, die bis zu ihrem Tod den Sanitätsdienst der *Roschtscha* geleitet hatte, wäre das Privileg zugestanden, in einer solchen »Villa« zu wohnen, wie man die einfachen Holzhäuschen gern nannte, ein altmodischer Begriff, mit dem Sergej nichts anfangen konnte.

Sein Vater aber zog es vor, wie die einfachen Kämpfer seiner Truppe in einem gewöhnlichen Zelt zu wohnen. Darin hatte er zwei Betten aufgestellt: ein einfaches für seine Frau und ein Doppelstockbett für sich und seinen Sohn. Nach dem Tod seiner Frau hatte er lediglich das obere Stockbett entfernt.

»Geiles Zeug«, lobte Dron, nachdem er seinen Becher in einem Zug geleert hatte. Dann blickte er Sergej an und zog verwundert die Augenbrauen hoch. »Warum trinkst du denn nicht?«

Kassarín zuckte mit den Achseln, nippte lustlos an seiner Braga und stellte den Becher wieder zurück.

»Keine Lust ...«

»Was ist denn passiert? Na los, raus mit der Sprache«, ermunterte ihn Dron.

»Ach, mein Vater meckert ständig an mir rum!« Sergej machte seinem Ärger Luft. »Mal ehrlich: Ich war heute doch nicht schlecht am Parcours, oder?«

»Ganz im Gegenteil, du warst super«, bestätigte Dron und schenkte sich Samogon nach.

»Siehst du?!«, erwiderte Sergej kopfschüttelnd. »Nur meinem Vater passt ewig irgendwas nicht. Ich bin zwanzig, und er behandelt mich immer noch wie ein kleines Kind. Na meinetwegen, soll er ruhig! Irgendwann werde ich alle abhängen am Parcours, du wirst schon sehen!«

»Recht so. Darauf trinken wir.« Dron hob seinen Becher und kippte sich den Schnaps hinter die Binde, ohne auf Sergej zu warten. »Dein Papa hat einen guten Geschmack«, fügte er hinzu und

leckte sich genüsslich über die Lippen. »Hast du zufällig auch was zu beißen da?«

Sergej sah sich um, fand aber nichts. Das war auch nicht weiter verwunderlich. Seit dem Tod seiner Mutter verpflegten er und sein Vater sich in der Kantine oder im Stationsbuffet und hatten so gut wie nie Lebensmittel zu Hause. Sergej nahm eine alte, trübe Wasserkaraffe vom obersten Brett des Regals, das sein Vater zusammengezimmert hatte.

»Ich kann dir leider nur Wasser anbieten, falls du was zum Nachspülen brauchst.«

»Macht nichts«, winkte Dron ab und trank einen Schluck direkt aus der Karaffe.

Das Gesicht seines Kumpels hatte eine rosige Farbe bekommen, der aggressive Glanz in seinen Augen war verschwunden. Sergej entschloss sich, etwas anzusprechen, was ihm schon lange unter den Nägeln brannte.

»Sag mal, Dron, wegen Lida ...«

Er kam nicht dazu, seine Frage zu stellen. Die Lampe an der Decke blinkte plötzlich und erlosch. Im Zelt war es auf einmal stockdunkel. Viel dunkler als normalerweise, wenn man die Lampe ausschaltete. Denn dann drang immer noch das Licht der Bahnsteigbeleuchtung durch die dünnen Zeltwände. Doch jetzt sah man die Hand vor Augen nicht mehr.

Stromausfall, schlussfolgerte Sergej. Und offenbar ein ziemlich kapitaler, da die Beleuchtung am ganzen Bahnsteig erloschen war. Er schlug die Eingangslampe zurück und lugte hinaus. Tatsächlich: totale Finsternis.

Aus allen Richtungen hörte man besorgte Stimmen: »He, was ist mit dem Licht?! Was ist passiert?!«

Während Kassarin die Lage sondierte, zündete Dron die Petroleumlampe an, die für solche Fälle im Zelt aufbewahrt wurde. Die Lampe qualmte entsetzlich. Das lag daran, dass sie nicht mit Petroleum befüllt war, sondern mit selbst gemischtem Dieselöl, das in

Chemie bewanderte Autodidakten an der *Sibirskaja* herstellten. Echtes Petroleum gab es in der Metro schon lange nicht mehr. Sämtliche bekannten Vorratsquellen oben in der Stadt waren schon wenige Jahre nach der Katastrophe versiegt.

Trotz des ätzenden Rauchs, den es beim Verbrennen entwickelte, zählte Dieselöl zu den gefragtesten Handelswaren in der Metro. Man verwendete es nicht nur für die Petroleumlampen, sondern auch als Kraftstoff für Elektrogeneratoren. An den meisten bewohnten Stationen waren solche Generatoren die einzige Stromquelle.

Überall am Bahnsteig flammten tanzende Lichter auf. Die Menschen, die unverhofft im Dunklen saßen, schalteten Taschenlampen ein und entzündeten Petroleumlampen. Einer steckte sogar eine mit Diesel getränkte Fackel Marke Eigenbau an. Es herrschte allgemeine Verunsicherung, doch niemand verfiel in Panik. Die Bewohner der *Roschtscha* waren guten Mutes, dass die Panne bald behoben und das Licht wieder angehen würde.

Fluchend und mit der Petroleumlampe in der Hand verließ Dron das Zelt und machte sich auf zur Bahnsteigmitte. Sergej folgte ihm. Im Falle außergewöhnlicher Vorkommnisse hatten sich alle dienstfreien Angehörigen der Stationswehr dort einzufinden.

Sie gehörten zu den Ersten, die am Sammelplatz eintrafen. Es dauerte nicht lange, bis dort ein richtiges Gedränge herrschte.

»Wenn wir Glück haben, ist es nur ein Kabelbruch«, spekulierte einer. »Aber was, wenn irgendwo die Tunneldecke eingestürzt ist? Wisst ihr noch, wie letztes Jahr? Damals hatten wir sechs Tage keinen Strom.«

»Nicht sechs Tage, sondern eine ganze Woche«, präziserte eine Stimme aus der Dunkelheit. »Erst am achten Tag ging das Licht wieder an.«

»Mich wundert weniger der Stromausfall als die Tatsache, dass er erst jetzt passiert. Ich war nämlich schon öfter an der *Marschal-*

skaja. Die Anlagen dort sind uralt und dilettantisch zusammengeschaubt. Jetzt ist halt mal eine kaputtgegangen.«

»Wenn die Panne bei den ›Marschällen‹ passiert ist, müssen sie sich auch selbst um die Reparatur kümmern!«

»Was regt ihr euch auf? Der Kommandant oder Kassarin werden dort anrufen, dann erfahren wir schon, was Sache ist.«

Sergej suchte nach seinem Vater, konnte ihn aber nirgends entdecken. Vermutlich beriet er die Lage mit dem Stationskommandanten oder versuchte bereits, Kontakt zur *Marschalskaja* aufzunehmen.

Anstelle seines Vaters tauchte plötzlich Wiesel auf, Sergejs Freund seit Kindertagen. In der einen Hand hielt er ein zerfleddertes Büchlein mit vergilbten Seiten, in der anderen eine Taschenlampe. Den Spitznamen Wiesel verdankte er seinem schwächtigen Körperbau, der es ihm erlaubte, durch engste Spalten hindurchzuschlüpfen.

Wiesel blickte nervös umher und bleckte sein lückenhaftes Gebiss.

»Was meint ihr, wird es lange dauern?«

»Hast du Schiss?«, spottete Dron. »Mach dir mal nicht in die Hose.«

Die Schneidezähne hatte sich Wiesel ausgeschlagen, als er auf der Flucht vor zwei Säbelzahnbären aufs Gleis gestürzt war. Um sich zu retten, hatte er damals seinen Rucksack und seine Doppelflinte weggeworfen. Wegen dieser vermeintlichen Hasenfüßigkeit wurde er seither ständig aufgezogen. Sergej fand das ungerecht. Wiesel war sicher nicht gerade ein Held, aber die permanenten Hänseleien hatte er nicht verdient. In der Stationswehr gab es nur sehr wenige Kämpfer, die sich, nur mit einer Doppelflinte und einem Messer bewaffnet, auf einen Kampf mit zwei Säbelzahnbären eingelassen hätten.

Die mannshohen Monster wogen mehrere Zentner und waren schwer umzubringen. Sie schienen keinen Schmerz zu spüren. Selbst



Sergej Moskwin

In die Sonne

Metro 2033-Universum-Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 432 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-31550-1

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2015

Zurück an die Oberfläche

Die Welt im Jahr 2033: Ein schrecklicher Atomkrieg hat ein Leben an der Erdoberfläche unmöglich gemacht und die Menschen in die Dunkelheit der Metro-Stationen getrieben. So auch in Novosibirsk in Sibirien. Doch in den finsternen Tunneln der Novosibirsker U-Bahn lauert eine tödliche Gefahr, und plötzlich sind die Bewohner der Metro-Stationen nicht mehr sicher. Dem jungen Sergej Kasarinym ist klar, dass den Menschen nur ein Ausweg bleibt, wenn sie überleben wollen: Sie müssen zurück an die Oberfläche.